

Susa Bobke
Wildwechsel



GOLDMANN

Lesen erleben


Susa Bobke
mit Shirley Michaela Seul

Wildwechsel

Wie ein Rehkitz eine Jägerin
mitten ins Herz traf

GOLDMANN

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Originalausgabe März 2018

Copyright © 2018 by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur München,
unter Verwendung eines Fotos von Susanne Krauss

Alle Fotos im Innenteil und auf der Umschlagrückseite:

© Susa Bobke (zwei der Fotos: © Matthias Hagmann)

Satz: Uhl+Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-31480-5

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz:



Für Mama, Solveig und Bine

Inhaltsverzeichnis

Prolog: Fallwild	9
Schockernte	14
Wie die Jungfrau zum Reh	23
Parasiten	37
Das grüne Abitur	45
Das Kitz bekommt einen Namen	63
Regenritt	67
Aus der Tierarztpraxis	73
Der Wolf und das Geißlein	81
Schweinereien	90
Lebensversicherungen	97
Das Winterkleid	103
Vorfahrt für Oldtimer	109
Die Währung Vertrauen	118
Hund mit Hasenohren	121
Mit den Waffen einer Frau	129
Der Prinz	136
Eiruhe	143
Wildwochen	146
Fernwartung	151
Handaufleger	159
Wildfang	164
Im Ansitzsack	169
Die sieben Zwerge	177

Reh in Reha	181
Reh-Sozialisation	187
Reh-Aktion	190
Wer hat das Größte?	192
Setzzeit	198
Reh-Produktion	205
Lost in Paradise	212
Fell auf den Zähnen	216
Die Menschenkette	221
Reh-View	225
Der vernünftige Grund	232
Auf der Pirsch	238
Abschiede	242
Die goldenen Hände	257
Hexenschuss	262
Der Köder	265
Morgengrauen	268
Jägeryoga	273
Interessengemeinschaft Auswildern	279
Haarriss	287
Schreckmauser	292
Empty Nest Syndrom	296
Mähwache	299
Der König dankt ab	302
Die Yingyangs	306
Blattschluss	310
Rehtanz	311
Danksagung	313
Glossar	315

Prolog: Fallwild
Zwölf Jahre davor

Auf Warnblinklicht bin ich geeicht. Es begleitet meinen Arbeitsalltag als Kfz-Meisterin und Pannenhelferin, und deshalb reagiere ich auch in meiner Freizeit, es ist ein Reflex. Ich hatte mich mit Freunden am Ammersee zum Grillen getroffen und war mit dem Motorrad auf dem Heimweg nach München. Es war kurz nach neun und noch immer hell, außer in den Waldstücken. In einem solchen stand die Limousine. Das rhythmische Orange ihres Warnblinklichts tauchte den Waldrand in einen warmen Schein, fast wie ein zweiter Sonnenuntergang, aber auf eine alarmierende Art. Während ich bremste, sagte eine Stimme in meinem Kopf: fahr weiter! Du bist nicht im Dienst. Doch einmal Gelber Engel, immer Gelber Engel. Das Gesicht des jungen Mannes neben der Fahrertür war so weiß, dass es in meinem Scheinwerferlicht leuchtete. Ich klappte mein Visier auf und fragte: »Brauchen Sie Hilfe?« Der Mann reagierte nicht, untersuchte stattdessen hektisch seinen Kühlergrill, schaute mich schließlich an, als wäre ich vom Himmel gefallen, und sagte: »Ich glaube, ich habe ein Reh angefahren.« Ich ahnte, dass diese Panne vielleicht länger dauern würde, und wendete mich ab, um mein Motorrad aufzubocken und den Helm abzunehmen, da jaulte der Motor des Wagens auf, und weg war er.

Ich war allein an einem Ort, an dem ich sonst nie angehalten hätte. Wie schön dieser Abend war. Die Grillen zirpten. Grillen nach dem Grillen. Ich könnte zu Hause noch eine Weile auf der Terrasse sitzen. Nur der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir, so hatte Frank, unser Grillmeister, vorhin Kant zitiert, während das Fett der Würste zischte. Ich sollte weiterfahren. Sofort. Etwas raschelte im Unterholz. Das wäre nicht nötig gewesen, ich kannte mich. Ich hätte nachgesehen, so oder so. Wenigstens einmal die Straße rauf und runter laufen, ins Gestrüpp lugen. Einfach für ein besseres Gefühl. Ich nahm meine Taschenlampe aus dem Motorradkoffer und leuchtete in den Wald. Graue Stämme im Schwarz. Ich lauschte. Noch mal das Rascheln. Ich folgte ihm mit dem Lichtstrahl und entdeckte in einer Mulde am Straßenrand etwas Dunkles, das sich bewegte. Das angefahrene Reh? Mein Herz pochte im Hals. Fieberhaft überlegte ich, ob mein Vater in seiner Tierarztpraxis einmal einem Wildtier Erste Hilfe geleistet hatte. Was wusste ich darüber? Was sollte ich jetzt tun? Wer ein Reh anfährt, muss das melden. Das war Fahrerflucht gewesen! Womöglich glaubte der Fahrer, er hätte es gemeldet. Nämlich mir. Jetzt war ich zuständig?

Ich trat näher. Ja, es war ein Reh. Es lag auf der Seite und hechelte, der Bauch bewegte sich schnell auf und ab, alles voller Blut. Ich war so wütend auf den Autofahrer, der mich in diese Situation gebracht hatte. Nein, das stimmte gar nicht, ich selbst hatte mich da reinmanövriert. Welche Frau hält nachts auf einer Landstraße an! Das hätte eine Falle sein können. Es war auch eine. Eine Tierfalle.

Ich ging ein paar Schritte weg und rief bei der Polizei an. Mit mehr als der Marke und dem Münchner Kennzeichen

konnte ich nicht sachdienen. Man sagte mir, dass ein Jäger kommen würde, um den Fangschuss zu geben. Und dass ich an der Unfallstelle bleiben sollte.

Wo sollte ich warten? Auf der Straße? Oder sollte ich zu dem Reh gehen, dem ich nicht helfen konnte, denn wenn Hilfe Töten bedeutete, war das vollkommen ausgeschlossen. Das Wort Tatort kam mir in den Sinn. Ich überlegte, was wäre, wenn ich wegfahren würde. Sie hatten meine Handynummer. Wäre das dann auch Fahrerflucht? Vielleicht musste alles so kommen, genau so. Es passte zu meiner momentanen Lebenssituation. Erst die Trennung und jetzt noch ein Schwerverletzter.

Ich kniete mich neben das blutende Reh. Vielleicht war dies das Falscheste, was ich tun konnte. Ich und meinesgleichen, wir waren seine Feinde. Doch das Reh schien mich nicht wahrzunehmen. Ich schaute es mir nun gründlicher an, um festzustellen, ob es eine große Verletzung gab, ob ich eine Wunde abbinden könnte. Und dann sah ich es. Die Erkenntnis rammte mir eine Faust in den Magen. Ich glaubte, mich übergeben zu müssen. Hinten am Reh. Da war etwas. Dunkel glänzend, in einem schleimigen Beutel. Es bewegte sich heftig, der Beutel riss, und zwei große Ohren entfalteten sich, als das neugeborene Kitz seinen Kopf schüttelte. Ich war fassungslos. Die Rehmutter hob den Kopf, blickte ihr Kitz an. Ihre Augenlider flatterten, die Hinterbeine zuckten, dann sank der Kopf mit einem dumpfen Stöhnen ins Gras. Und bewegte sich nicht mehr. Jetzt ist sie tot, dachte ich mehrmals, als wäre dies nur die Einleitung zu einem Folgesatz, doch es kam keiner. Mein Herz raste. Ich konnte das alles nicht begreifen. Es war zu groß für mich. Das Neu-

geborene schüttelte abermals den Kopf. Wo blieb die Mutterzunge? In meiner Kindheit habe ich viele Tiergeburten erlebt. Lämmer, Kälber, Ferkel, Welpen, Kätzchen. Trockenreiben war wichtig. Ich lief zum Motorrad, um mein Badehandtuch zu holen. In diesem Moment hielt der Jeep neben mir. So schnell? Ein attraktiver Mann mit dichtem dunklem Lockenkopf und Dreitagebart nickte mir zu. »Sie haben Glück«, sagte er. »Ich war in der Nähe.«

Glück? Und das war der Jäger? Wieso hatte ich mir einen Jäger älter und mit Rauschebart vorgestellt? Dieser hier könnte Werbung machen für Uhren, Zigarren, Yachten.

»Wo liegt es denn?«

Ich deutete in die Richtung. Er nahm ein Gewehr aus dem Wagen und sagte etwas zu seinem Hund, der mich aus dem Fond mit hellen Augen aufmerksam musterte.

»Sie können jetzt weiterfahren«, sagte der Jäger zu mir. »Danke, dass Sie es gemeldet haben. Das hätte eigentlich der Autofahrer tun müssen.«

»Es ist ...« Ich suchte nach Worten.

»Ja?«, fragte der Jäger ruhig. Dass der so ruhig sein konnte. Gleich würde er töten.

»Es sind zwei«, entfuhr es mir.

Die Augen des Jägers waren dunkel wie die des Rehs.

»Ein Baby. Es ist gerade geboren.«

Der Jäger seufzte. »Schockgeburt. Das gibt's. Haben auch viele Frauen im Krieg erleben müssen. Im Sterben wird die Geburt eingeleitet, um wenigstens den Nachwuchs zu retten.«

Ich starrte das Gewehr an. »Es ist doch gerade erst auf die Welt gekommen«, brach es aus mir heraus.

»Ohne seine Mutter hat es keine Chance.«

»Kann man denn da gar nichts tun?«

»Sie können versuchen, es mit der Flasche großzuziehen.«

»Ich?«, rief ich erschrocken.

»Es braucht Kolostrum, die erste Milch der Mutter. Sonst bringen Sie es nicht durch. Wenn Sie es überhaupt durchbringen. Und alle zwei Stunden müssen Sie füttern.«

»Aber das kann ich nicht! Ich bin berufstätig! Ich habe keine Zeit.«

Er nickte. »Alle haben keine Zeit.«

»Und Sie?«, fragte ich flehentlich.

»Ich glaube, Sie fahren jetzt besser«, sagte er.

Schockernte

»Da liegt eins! Da liegt eins!« Die Stimme des kleinen Jakob durchschnitt den Sommernachmittag und den schweren Heugeruch, der über dem Tal hing. Die Bauern mähten wie die Nähmaschinen. Nach vielen Gewittern war für die nächsten Tage ein stabiles Hoch vorhergesagt. Nur sehr wenige Landwirte laufen vor dem Mähen durch die Wiesen, um nach Kitzen zu suchen. Man schätzt, dass pro Jahr in Deutschland eine halbe Million Wildtiere »vermählt« werden. Ich war sehr froh, dass Jakobs Vater mir in meiner Eigenschaft als Jägerin in diesem Revier rechtzeitig vor dem Mähen Bescheid gegeben hatte. Trotz seiner vielen Arbeit auf dem Hof half er beim Suchen. Und nun hatte sein fünfjähriger Sohn ein Kitz gefunden, aber wo? Das Gras stand mir bis zum Bauchnabel, und es dauerte eine Weile, bis ich die Kinderhand über den Grasspitzen winken sah. Ich bahnte mir einen Weg durch die blühenden Gräser zu Jakob. Er strahlte mich an und zeigte auf eine kleine Fellkugel.

»Super hast du das gemacht«, lobte ich ihn.

Das Kitz schaute mich an. Keine Angst im Blick, aber auch keine Freude, seinen Rettern zu begegnen. Unter ein Büschel Gräser geschmiegt lag es da, so eins mit seiner Umgebung, dass man es leicht übersehen konnte, auch wenn man nah daran vorbeiging. Es war vielleicht eine Woche alt und wunderschön. Ein so süßes Kitzgesicht mit schwarzen

Rehaugen und sehr langen Wimpern, mit riesengroßen Hasenohren und vielen weißen Punkten auf dem hellbraunen Fell. Ich bewegte mich langsam, um es nicht zu erschrecken. Ich sprach nicht, aber ich dachte zu dem Kitz hin: Ich trage dich jetzt raus aus dem Gefahrengebiet. Ich passe gut auf, dass ich dein Fell nicht berühre. Nichts wird dir geschehen.

»Nicht anlangen! Sonst nimmt's die Mutter nicht mehr«, flüsterte Jakob aufgeregt.

»Ich trage es bloß an den Rand der Wiese. Ganz vorsichtig.

Und ich passe gut auf, damit möglichst kein Menschengeruch haften bleibt.«

»Ich hab's nicht angelangt!«

»Ich weiß, Jakob. Du kennst dich ja aus.«

Ich rupfte großzügig Gras, das ich wie Handschuhe benutzte, und hob das Kitz hoch. Es wog fast nichts. Federkitz, dachte ich, ging behutsam zum Wiesenrand und legte es dort ab.

»Papa, Papa!« Jakob lief seinem Vater entgegen. Der rief, dass er nun mit dem Mähen beginnen wolle. Er merkte wohl, dass ich gern weitergesucht hätte, denn er beruhigte mich aus der Entfernung, näherte sich dem Kitz nicht: »Ich habe die Geiß auf dieser Wiese immer nur in diesem Bereich gesehen.«

Ich nickte. Es war nicht auszuschließen, dass hier noch weitere Kitze lagen. Aber ein Kitz im hohen Gras zu finden kann Stunden dauern, wenn man es überhaupt entdeckt. Darauf kann im Zeitplan eines Bauern oft keine Rücksicht genommen werden. Es gibt Sachzwänge. Überhaupt ist das ganze Bauernleben ein einziger Sachzwang geworden.

Während Jakobs Vater den Traktor startete, suchte ich weiter. Meist hat eine Geiß zwei Kitze. Jakobs Vater schal-

tete den Kreiselmäher ein, es wurde laut. Ich beobachtete das Kitz aus der Ferne. Es lief nicht weg. In dieser Entwicklungsstufe hat das kleine Reh noch keinen Fluchtreflex, es bleibt, wo seine Mutter es ablegt, bis sie ruft. Seine wichtigste Eigenschaft ist es, unsichtbar zu sein, unriechbar, nicht aufzufallen. Für Füchse sind Kitze ein Sonntagsbraten. Und Füchse haben auch Junge, die hungrig sind. Wenn die Rehmutter das Kitz mit ihrem Kontaktlaut ruft, steht es auf und läuft zu ihr. Es wird gesäugt und geputzt und an eine andere Stelle geführt, an der es bleibt bis zum nächsten Ruf. Aber würde es den Platz akzeptieren, den ich ihm zugewiesen hatte? Ich war ja keine Rehmutter. Und es war kein geschützter Ort. Doch das Kitz blieb zusammengerollt liegen, über eine Stunde lang, im Lärm des Mähwerks, messerscharfe Klingen, die sich rasant drehten. Dann war die Wiese gemäht, der Traktor fuhr weg, es wurde leiser, und die Vögel wurden lauter und die Grillen und das Sirren, Surren der Insekten – Symphonie des Sommers. Und auch ich verließ nun die Wiese, immer den Waldrand im Blick. Irgendwo da stehst du, Mutter. Aufgeregt und unruhig, verstört und vielleicht sogar verzweifelt, und wartest. Ich bin gleich weg. Dann ist die Luft rein. Hol dein Kitz. Bring es in Sicherheit!

Ich ging eine Viertelstunde zu Fuß nach Hause. Heute und morgen hatte ich frei. Ich arbeite im Schichtdienst als Gelber Engel. Mein Revier ist das Allgäu. Es war mir leichtgefallen, vor einigen Jahren der Großstadt München den Rücken zu kehren, denn ich bin ein Landei, geboren in den flachen Weiten Schleswig-Holsteins, wo es keine Alpen, sondern Deiche gibt, und der Himmel reicht bis zum Horizont. Zum Jura- und Germanistikstudium war ich nach München gezogen, und hier erfüllte sich mein großer Wunsch, als ich

nach einigen Semestern eine Lehrstelle zur Kfz-Mechanikerin fand. In Schleswig-Holstein scheiterte das seinerzeit angeblich noch an den fehlenden sanitären Einrichtungen der Betriebe, man war einfach nicht auf schraubende Mädchen eingestellt. Heute hat sich das zum Glück geändert. Ich schraube noch immer gern, auch in meiner Freizeit. Eigentlich hatte ich am Spätnachmittag die Vergaser an meinem Motorrad, einer alten BMW R90, synchronisieren wollen. Eine schöne Tätigkeit, ich hatte mich darauf gefreut. Doch nun merkte ich, dass ich ständig an das Kitz dachte. Zu gern hätte ich nachgesehen. Aber nein, das würde ich nicht tun. Es bestünde die Gefahr, die Mutter zu vertreiben, die ohnehin nervös wäre, weil sich ihr bisher vertrauter und sicherer Lebensraum schlagartig in ein bedrohliches Feld ohne Sichtdeckung verwandelt hatte. Wo gestern noch nahrhaftes Gras und Kräuter widerristhoch wuchsen, klaffte nun eine kahle Fläche, gefährlich weit einsehbar, und das schmackhafte Grün vertrocknete. In bester Absicht hatte sie ihr Kitz in Sicherheit gebettet und fand es nun auf dem Präsentierteller für ihre Feinde wie Adler, Krähen, Füchse, Hunde und Menschen.

Diesen Kahlschlag nennt man Schockernte. Der Begriff leuchtete mir sofort ein, als ich vor einigen Jahren die Jägerprüfung, das so genannte grüne Abitur, ablegte. Ich selbst bin manchmal auch geschockt, wenn ich morgens zur Schicht losfahre und abends heimkehre und sich mein Lebensraum gravierend verändert hat. Natürlich finde ich mich zurecht, auch ohne Navi, so bin ich groß geworden. Die Jägerin aber denkt an die Vertriebenen, die ein Stück Heimat verloren haben.

Ich ging nicht zur Wiese, obwohl meine Gedanken dort ästen. Nicht am frühen, nicht am späten Abend, auch nicht in der Nacht. Ich blieb im Haus, obwohl ich sonst gern lang draußen sitze, am liebsten allein; aber draußen ist man ja nicht einsam. Während ich mir als Wahlmünchenerin nichts Schöneres hatte vorstellen können, als gemeinsam mit Freunden die Stadt unsicher zu machen, Kultur, Kneipen, Kino, saß ich nun oft stundenlang auf dem Hochsitz und bewegte mich kaum in meiner geräuscharmen Kleidung. Lauschen und Schauen, das war jetzt meine Kultur, Naturkultur. Und wie gesagt, ich war ja in facettenreicher Gesellschaft. Der Wald hat viele Augen. Auch wenn man nicht sieht, wer einen alles sieht, Wald und Wiesen sind dicht bevölkert. In meiner Kindheit am Deich hatte ich das oft beobachtet. Stundenlang saß ich in der Wiese und schaute und lauschte. Manchmal gelang es mir, unsichtbar zu werden, so dass Eichhörnchen, Dachse, Füchse, Rehe, Hasen, Fasane, Bussarde und Wiedehopfe sich verhielten, als wäre ich nicht da. Sogar eine Rohrdommel, den sogenannten Moorochsen, habe ich einmal gesehen und seinen dumpfen Balzruf vernommen, bevor er schlagartig in Pfahlstellung ging und sich damit meinem Blick im Schilf entzog, weil er in seiner Tarnhaltung wie ein Schilfrohr unter vielen aussah. Diese Fähigkeit des Verschmelzens hatte ich vielleicht in meiner Zeit in München vergessen. Doch seit ich im Allgäu wohnte, war sie zurückgekehrt wie die Faszination an Greifvögeln. So hatte ich nach dem Jagdschein auch noch den Falknerschein gemacht. Mit Scheinen hab ich es irgendwie. Seitdem ich die Uni gegen Ende nur noch als Scheinstudentin taxifahrend verlassen habe, wurde ich manchmal gefragt, was ich denn noch für Scheine machen wollte, nachdem ich die Prüfung

für den Lkw-, Segel- und Sportküstenschifferschein abgelegt hatte. Mehr Schein als Sein? Ein Reh-Schein fehlte in meiner Sammlung. Aber ich wünschte ihn mir nicht. Ich wollte bloß, dass die Mutter zurückkehrte und alles in seine natürliche Ordnung kam. Genauso hätte der Fuchs das Kitz holen können. Auch das wäre eine natürliche Ordnung gewesen.

Am nächsten Morgen, es war ein strahlend schöner Sommertag, begrüßte mich Moll, mein Berner Sennenhund, unternehmungslustig. Gestern hatte ich wenig Zeit für ihn gehabt; er schien zu riechen, dass ich heute eine Wanderung geplant hatte, vermutlich an meinen frisch gefetteten Bergstiefeln. Vielleicht würden wir mit dem Sessellift auf den Mittag, den Hausberg Immenstadts, fahren, den ich schon deshalb schätzte, weil, wie sein Name sagt, man erst am Mittag zur Wanderung aufbrechen muss. Moll liebte Bergtouren, und wir waren uns einig, dass man bergauf wunderbar mit dem Sessellift fahren konnte. Bis vor Kurzem, als wir noch zu dritt waren, hatte es jemanden gegeben, der lieber bergauf lief. Doch nun war ich wieder allein, sprich zu zweien, nein zu viert. Mit einem Hund und zwei Katzen ist man ja nicht allein. Seltsam, dachte ich. Auch damals vor zwölf Jahren, als ich Zeugin der Schockgeburt am Straßenrand wurde, war ich frisch getrennt. Ob so ein Kitz ein Zeichen für den Neuanfang ist ... als Single?

Rehe sind im Sommer auch Einzelgänger, im Winter finden sie sich zusammen in sogenannten Sprüngen, ihren Familienverbänden. Jetzt war eindeutig Sommer, und Moll brachte sein Halsband. Unschlüssig hielt ich es in den Händen.

»Wir müssen vorher noch mal kurz wohin«, sagte ich zu ihm.

Er legte den Kopf schräg. »Nur nachsehen«, beschwichtigte ich eher mich als ihn.

Moll hatte auch etwas zu kontrollieren und lief schon mal zum Kompost, den Wareneingang überprüfen. Danach den Hang hinauf zu meinen Nachbarn, Franziska und Karl. Vielleicht gab es dort ein bis zehn Leckerlis. Vielleicht schlief Franziska aber auch, sie übernahm viele Nachtdienste im Krankenhaus. Und Karl war tagsüber in seiner Schreinerei.

Es war gegen zehn Uhr, als ich mit Moll zur Kitzwiese spazierte. Die Sonne brannte schon heiß auf meiner Haut. Gegen Mittag würde der Bauer das Heu wenden, damit es schneller trocknete. Am Wiesenrand, im Schatten eines Baumes zeigte ich Moll, dass er warten sollte. Er machte Platz, allein seine sanften braunen Augen folgten mir. Das gemähte Gras lag in Büscheln, oben von der Morgensonne angetrocknet und grüngräulich, unten durch die Feuchtigkeit der Nacht und den Morgentau nass und saftgrün. Und so gemischt duftete es auch, nach Heu und frischem Gras. Auf einmal sah ich es. Da bewegte sich etwas! Das Kitz stand auf seinen dünnen, staksigen Beinen. Ohne Deckung, ohne Schutz marschierte es durch das gefallene Gras, unweit der Stelle, an der ich es abgelegt hatte. Das war ein völlig falsches Bild. Man sieht keine so kleinen Kitze allein herumlaufen. Sie liegen. Erst später, wenn Brunft ist, lassen die Rehe ihre Kitze allein – Schlüsselkinder im Wald. Aber zu dieser Zeit hätte die Mutter ihr Kleines längst holen müssen. Sie hätte es im Schutz der Nacht aus dem Gefahrenbereich führen müssen an einen anderen Ort, in eine Dickung, unter Bäume,

ins Gebüsch, ins Schilf des nahe gelegenen Weihers, wenn es keine Wiesen mehr gibt, weil alle gleichzeitig gemäht werden.

Wo war die Mutter? Das Kitz stakste hin und her. Es wirkte empört. Wo war die Tankstelle? Hin und wieder senkte es den Kopf und nippte am Gras. Es war noch zu jung, um richtig Gras zu fressen, es war existenziell auf seine Mutter angewiesen. Ich beobachtete es eine Weile. Das war so falsch! Jemand musste dieses Kitz aus der kahlen Wiese pflücken, es stand darauf wie eine übrig gebliebene Blume, die bald verdorrt wäre, wenn niemand ihr Wasser spendete. Lange und ziemlich verzweifelt schaute ich durch mein Fernglas. Es zeigte mir das ersehnte Bild nicht. Kein Reh stand am Waldrand. Ohne Mutter konnte das Kitz nicht überleben. Es war ein Wunder, dass es überhaupt noch da war. Der Fuchs hätte es holen müssen in der Nacht, leichte Beute. Ich konnte mir das Überleben des Kitzes nur so erklären, dass der Fuchs auf der frisch gemähten Wiese viele Mäuse erwischt und bei diesem Nahrungsüberangebot auf das Kitz verzichtet hatte. Aber bestimmt wusste er, dass es da war. Später würde er sich erinnern, das Kitz stand sozusagen in seiner Vorratskammer.

Ich betrachtete das kleine Geschöpf, und es kam mir vor, als könnte ich seine Verzweiflung, seinen Durst spüren. Die ganze Nacht allein auf der Wiese. Und so viel Hunger, Lebenshunger.

Da musste ich nicht mehr lang überlegen. Eigentlich hatte ich mich schon entschieden. Seit vielen Jahren schon, doch damals am Straßenrand hatten mir die Möglichkeiten gefehlt. Langsam ging ich näher. Das Kitz sprang weg,

duckte sich und tat sich nieder. Ergeben. Nur noch wenige Schritte, und ich war neben ihm. Kniete mich hin. Wie zart es war. Seine weißen Punkte auf dem flaumigen Fell. Und die Augen. Sehr schwarz, und riesengroße Ohren. Ich verzichtete auf erklärende Worte und hob es hoch. Mit meinen Händen, mit meinem Menschengeruch, ohne neutralisierendes Gras. Ich hatte das Berührungstabu gebrochen, weil ich selbst so berührt war. Das Kitz wehrte sich nicht. Federleicht lag es in meinen Armen. Behutsam trug ich es über die Wiese. Ich war glücklich und fassungslos und voller Fragen. Aber es fühlte sich richtig an.

Moll wedelte, als ich vor ihm stand. Er sog den Geruch des Rehs ein, wedelte stärker und lief dann schon mal voraus zum Haus. Langsam folgte ich ihm. Das Kitz in meinen Armen bewegte sich nicht. Am Rand der Wiese drehte ich mich noch einmal um. Am Waldrand stand kein Reh.

Wie die Jungfrau zum Reh

Als ich nach einer Viertelstunde zu Hause ankam, war das Kitz sehr schwer geworden, was weniger an seinem Gewicht als vielmehr an der Verantwortung lag, die mir Schritt für Schritt deutlicher geworden war, obwohl ich bereits Hilfe geholt hatte. Am Abend zuvor hatte ich meiner Nachbarin Franziska von dem Kitz erzählt und sie gefragt, was sie an meiner Stelle tun würde. Franziska, sie macht nicht viele Worte, hatte einfach gesagt: »Das kriegen wir schon durch.« Und da hatte ich gewusst, dass ich nicht alleine wäre. Denn so ein Rehkitz braucht ständig Betreuung, und ich war ja berufstätig, nicht selten zehn Stunden außer Haus. Und es gab nicht nur Franziska, sondern auch Manu, die Schweizerin, die oben am Berg ein Haus hatte und den Sommer im Allgäu verbrachte, um Kräuter zu sammeln für ihre Arzneien. Auf diese beiden hatte ich gehofft, und die Hoffnung erfüllte sich. Es war mir klar, dass ich die Aufzucht nicht würde allein stemmen können. Zumal das ja mein erstes Kitz war. Bislang hatte ich meinem Arbeitgeber teure Schwangerschaften erspart. Ich funkte meinen Vorgesetzten an.

»Hallo Chef, ich rufe an, weil ich Mutterschaftsurlaub brauche.«

»O, herzlichen Glückwunsch! Wann ist es denn so weit?«

»Jetzt«, platzte es aus mir heraus.

Schweigen.

»Aber wir haben uns erst letzte Woche gesehen ...«, erinnerte mein Chef sich an das Teamtreffen mit den Kollegen, bei dem man mir nichts angesehen hatte.

»Es war eine Spontanschwangerschaft mit Schockgeburt.«

Allmählich entwickelte sich in mir der Stolz der frischgebackenen Mutter.

Mein Chef räusperte sich. »Ist es ein Junge oder ein Mädchen?«, fragte er, den ich auch wegen seines Humors schätzte.

»Ich habe noch nicht nachgeschaut.«

Schweigen.

»Warte, ich kuck mal schnell«, erbot ich.

Ehe ich das Telefon ablegte, hörte ich ein dumpfes Stöhnen.

Das Kitz ruhte neben mir im Wäschekorb. Mit dem Tierarztgriff meines Vaters klappte ich ein Bein auf und sah mit Kennerblick – nichts außer dem Nabel. Aus dem Telefon rief mein Chef »Susa?«

»Gleich«, antwortete ich und tastete vorsichtshalber nach.

»Keine Hoden«, meldete ich meinem Chef. »Und auch kein Pinsel.«

»Kein was?«

»Es ist ein Mädchen«, sagte ich.

»Okeeeee«, klang es lang gezogen aus dem Telefon. Dann fragte er: »Ich weiß nicht, ob das jetzt zu privat ist, aber wer ist der glückliche Vater?«

»Keine Ahnung«, erwiderte ich wahrheitsgemäß.

»Und was glaubst du, wie lange du ausfällst? Die Ferien stehen vor der Tür, da haben wir sehr viel Arbeit.«

»Urlaubssperre, schon klar«, fasste ich zusammen. Schließlich arbeitete ich seit einem Vierteljahrhundert für den Club.

Doch es gab Ausnahmen. »Die Urlaubssperre gilt nur für Fahrer ohne Kinder«, erinnerte ich meinen Chef.

»Ohne schulpflichtige Kinder«, stellte er richtig und wollte dann wissen: »Oder gibt's demnächst eine Spontan-einschulung?«

Da musste ich lachen, und mein Chef lachte mit. Diskreterweise fragte er mich nicht nach der Gattung meines Nachwuchses. Vermutlich glaubte er, mein Hund wäre Mutter geworden. Dabei hatte der einen Pinsel.

»Ich werde nicht ausfallen«, versprach ich ihm. »Ich brauche auch keinen Urlaub. Ich würde nur gern meine wenigen Tagschichten, die ich im Dienstplan habe, wegtauschen. Wenn ich am Nachmittag anfangе und die Spätschichten fahre, kriege ich alles in den Griff. Meine Nachbarn helfen mir. Ich würde mal im Kollegenkreis rumfragen, wer mit mir tauscht, ist das okeeeee?«

»Klar«, sagte mein Chef. »Und wenn du noch irgendwelche Fragen zum Mutterschutz hast, wendest du dich am besten an den Betriebsrat.«

Konnte es so einfach sein? Nein, es war nicht einfach! Denn wie sollte ich das Rehkitz ernähren? Ich rief eine Tierärztin an, und sie empfahl mir eine Mischung aus Magerquark mit verschiedenen Zusätzen. Auf keinen Fall sollte ich Kuhmilch füttern oder Milchpulver für Menschen oder anderes Getier, daran würde das Kitz eingehen.

Franziska besorgte im Drogeriemarkt die Zutaten sowie eine Nuckelflasche und Manu einen Sauger, den sie Nuggi nannte. Ich liebte ihren Schweizer Dialekt und hatte den Eindruck, auch dem Kitz gefiel er gut, es wirkte sehr entspannt, wenn Manu mit ihm schwyzerdeutschte. »I han dir

das Fläschli i warmes Wasser gschüttelt, dass die Milch e chli warm wird. Nimm amoll ä Schlückeli, liabs Tierli, du glises Öpis.«

Mittlerweile weiß ich, dass unsere erste Ersatzmilch zu dick war. Kitz brauchen dünnflüssige Nahrung, weil sie nicht so stark saugen können. Franziska und ich verzweifelten fast, als wir merkten, wie groß der Hunger des kleinen Kitzes war, doch es kam mit dem Sauger nicht zurecht und auch nicht mit dem Nuggi, egal wie charmant Manu es besang. Schließlich griffen wir zu einer Zwangsmaßnahme, zogen den Brei mit einer Spritze auf und konnten so wenigstens ein bisschen davon in den kleinen Rehkörper hineinbringen. Heute frage ich mich, wieso ich nicht auf die Idee kam, im Internet zu recherchieren, und sonst auch niemand aus meinem Umfeld. Da gab es durchaus Menschen, die hatten 2010 im Allgäu schon Breitband. Ich musste mich damals noch umständlich einwählen. Unter www.rehkitzhilfe.de hätte ich innerhalb von vierundzwanzig Stunden ein Erste-Hilfe-Set erhalten und alle nötigen Informationen. Ich glaube, ich stand ebenfalls unter Schock und lief sozusagen nur auf drei Zylindern. Ich befragte mir bekannte Menschen und hörte so auch von einem Tierarzt, der schon einmal ein Reh aufgezogen hatte. Er wohnte dreißig Kilometer entfernt und erklärte sich am Telefon bereit, »mein« Reh zu begutachten und mir Tipps zu geben. Ich zögerte nicht, lud Moll und das Kitz ins Auto und fuhr los.

Moll hatte das Kitz bereits adoptiert, als ich es nach Hause getragen hatte. Er begriff sofort, dass dieses Wesen nun zu unserem Rudel gehörte. Und auch das Rehkitz entschied sich schnell. Mit seinen streichholzdünnen X-Beinen stakete es durch die Wohnung, hatte große Mühe, auf dem glat-

ten Holzboden nicht wegzurutschen, blieb immer wieder in der Grätsche stehen, bis es Molls Hundekorb entdeckte. Der war allerdings besetzt von einem ziemlich haarigen Wesen. Interessiert schnupperte das Reh, Moll schnupperte zurück. Als das Kitz Anstalten machte, in den Korb zu steigen, räumte Moll, ganz Kavalier, seinen Platz und legte sich vor den Korb. Ich holte seinen Welpenkorb aus dem Wohnzimmer und platzierte ihn neben dem Kitz. Moll stieg sofort hinein und faltete sich sehr klein. Das Kitz in seinem XXXXL-Korb machte seinen Hals lang und suchte auf Molls Rücken nach einer Zitze. Erfolglos. Es suchte auf der Bauchseite. Fand nur einen Pinsel. Was Moll sichtlich unangenehm war. Das Kitz hatte Hunger, ständig, und das belastete mich sehr. Ich hoffte, der Tierarzt würde mir helfen können.

Zuerst war ich überrascht, dass das Rehkitz im Auto lag, als würde es täglich herumgefahren. Es wirkte kein bisschen eingeschüchtert oder aufgeregter. Dann begriff ich, dass es ja nichts in seinem Repertoire gab, das es warnte oder ihm signalisierte, dass Rehe normalerweise nichts in Autos zu suchen haben und wenn, dann eher leblos. In den ersten ein bis zwei Lebenswochen haben die Kitze noch keinen Fluchtreflex. Ihre Überlebensstrategie besteht vor allem aus Kleinmachen, Wegducken, und zwar so lange, bis die Mutter ruft. Dann heißt es aufstehen, hinlaufen, trinken und sich an einen neuen Ort führen lassen, dort wieder kleinmachen, warten. In der viele hunderttausend Jahre alten Rehgenese steht nichts geschrieben wie: Beim Autofahren musst du kotzen. Und so blieb der Hundekorb trocken.

Zehn Kilometer vor meinem Ziel plötzlich eine rote Kelle, mehrere Polizeifahrzeuge, eine Verkehrskontrolle. Ich war nicht zu schnell gefahren, als Berufskraftfahrerin halte

ich mich stets an die Richtgeschwindigkeit. So bremste ich meinen Wagen ruhigen Gewissens ab. Erst als der Streifenpolizist sich der Fahrertür näherte, fiel es mir siedend heiß ein. Ich hatte ein Reh im Auto! War das strafbar? Für eine Jägerin im eigenen Revier nicht, aber das hatte ich seit vielen Kilometern verlassen. Wenn es tot gewesen wäre, wenn ich es angefahren und eingeladen hätte, würde das als Wilderei gelten. Aber das Kitz war wach, ohne Zuchtpapiere, Impfpass, Steuerbescheid, sozusagen lebend gewildert, quicklebendig, wie ich am Spiel seiner Riesenohren im Rückspiegel sah.

Ich öffnete die Fensterscheibe.

»Verkehrskontrolle. Bitte Ihre Wagenpapiere und den Führerschein.«

Ich beschloss, das Reh nicht zu thematisieren. Vielleicht fiel es gar nicht auf, so klein, wie es war, vielleicht hielt man es für ein Steiftier, Stofftier des Hundes mit batteriebetriebenen Ohren. Während ich nach den Papieren kramte, ging eine Polizistin um den Wagen. An der Heckscheibe blieb sie stehen, staunte, kam nach vorne, wo ihr Kollege meine Papiere musterte.

»Was ist denn das da hinten?«, fragte sie mich aus schmal zusammengekniffenen Augen.

»Ein Berner Sennenhund und ein Rehkitz«, antwortete ich, als wäre das die normalste Ladung der Welt, ungefähr so wie Getränkekästen.

»Aha«, sagte die Polizistin. Ihr Kollege riss die Augen auf und starrte nun ebenfalls in das Wageninnere. Ich sah die Paragraphen hinter seiner Stirn rattern, Formulare flatterten. Was für ein bürokratischer Aufwand! Meine Papiere waren in Ordnung, und im Wagen gab es ein Trenngitter, die La-

dung war gesichert. Wilderei? Hatten sie dafür überhaupt Vordrucke auf der Wache? Ruckartig gab er mir meine Papiere zurück und wedelte mit der Hand ungeduldig Richtung Straße. Seine Kollegin dachte laut »durchgeknallte Spinnerin«. Sie rechnete wohl nicht damit, dass meine Lamscher fast so exzellent waren wie die des Rehes, das unerhört mehr vernimmt als ein Mensch. Dies war der Moment, in dem mir schwante, dass ich den schützenden Wald der Konformität verlassen hatte. Aber hatte ich das nicht irgendwie schon immer? Als Vorschulkind spielte ich nicht mit Puppen, sondern zog Lämmer mit der Flasche auf. Wenn ein Schaf drei Lämmer zur Welt bringt, ist das eines zu viel. Ein Fall für die kleine Susa, wusste der Schäfer aus unserem Dorf. Schafe liebte ich ganz besonders. Später meinen Hund und dann mein Pferd. In der Pubertät träumten meine Freundinnen von ihrem späteren Prinzen, ich wollte lieber auf meiner Julante durch die Welt reiten, und falls ich wider Erwarten jemals heiraten sollte, müsste mein Prinz nicht reich sein, sondern er sollte mit mir freundlich schweigend in Wiesen sitzen und den Sonnenuntergang bewundern. Schon damals hatte ich eine große Abneigung gegen Beziehungsgespräche. Meine klugen Eltern ließen mich gewähren. Sie glaubten, das würde sich zurechtwachsen, und meine Großmutter pflegte zu sagen: Jeder Mensch ist anders albern. Aber war es albern, einem dem Tod geweihten Geschöpf Hilfe anzubieten? Ich wollte dem Rehkitz eine Chance zum Leben geben. Ich beurteilte meine Hilfe nicht als Eingriff in die Natur. Wir Menschen greifen ständig ein. Zu behaupten, etwas sei Natur oder etwas müsse man der Natur überlassen, ist eine Ausrede, mit der man sich seiner Verantwortung entziehen will, eine Romantisierung der Umstände. Unser ge-

samtes Land ist bewirtschaftet. In Deutschland, in Europa, überall. Wald, Wiesen, Feldränder, alles wird kommerziell genutzt. Der Wald wird bebaut, es wird gepflanzt, gerechnet, jeder Quadratmeter, jeder Festmeter Holz. Alle Schilfzonen, Bachläufe, Knicks sind exakt vermessen, und es werden Prämien ausbezahlt, damit sie nach Vorgabe bewirtschaftet oder brach gelassen werden. *KULAP* heißt das Regelwerk, in dem nichts dem Zufall überlassen, auch der Wildwuchs kontrolliert wird mit Wiesenbrüterprogramm, Uferrandstreifenprogramm, Programmen für Mager- und Trockenstandorte, Ackerbrache. Alles unter Kontrolle. Es gibt Vorschriften, ab welchem Tag wo gemäht werden darf – und auch eine Sorgfaltspflicht, die besagt, dass man nicht wissentlich Rehkitze vermähen darf. Keinem Tier darf ohne sogenannten vernünftigen Grund oder fahrlässig Leid zugefügt werden. Viel, wenn auch noch viel zu wenig, ist in den letzten dreißig Jahren im Tierschutz geschehen, zumindest theoretisch. Wenn ein Landwirt weiß, dass in seiner Wiese Kitze liegen, weil er die Geißen gesehen hat, müsste er die Kitze vor dem Mähen in Sicherheit bringen. Aber vielleicht vergisst er das. Die Zeit drängt. Vielleicht hat er sich ja auch getäuscht. Vielleicht hatte die Geiß gar kein Kitz. Das Suchen kostet Zeit, die er nicht hat. Außerdem mähen Bauern nach der Wetterlage. Das ist oft zu kurzfristig, um genug Helfer aufzutreiben, die lärmend, gern mit angeleinten Hunden, über die Wiese laufen, das Wild vergrämen, wie man sagt. Die Rehmütter erkennen, dass dieser Ort für ihre Kitze nicht mehr sicher ist und lotsen sie im Schutz der Nacht an einen anderen Platz. Man könnte auch Wildscheuchen aufstellen, sie ähneln Vogelscheuchen und geben unrhythmisch Licht- und Tonsignale von sich, so dass vorsichtige Mütter ihre Kitze

umbetten. Wer Geld und Zeit hat, kann frühmorgens eine Drohne mit einer Wärmebildkamera über die Wiese fliegen lassen. Oder einen Kitzretter an seinem Mähwerk installieren. Aber das kostet alles wie gesagt Zeit, und Zeit ist Geld und der ganze Aufwand für so ein Kitz, dessen Art nicht einmal vom Aussterben bedroht ist? Ist es nicht ein Schädling, von dem es viel zu viele gibt, wie manche meinen? Die Rehmutter hat schlechte Karten, denn wenn das Wetter gut ist, wollen alle Bauern mähen. Instinktsicher findet sie einen neuen Unterschlupf und kommt dann oft vom Regen in die Traufe, wenn die abgeernteten Wiesen mit Gülle zugekippt werden, und das ist kein Senf oder Ketchup und Majo auf dem leckeren Gras, das ist, was es ist und damit ungenießbar.

Was das Mähen betrifft, gäbe es einen Fluchtweg, der ohne großen Aufwand frei zu halten ist. Würden die Landwirte nicht von außen nach innen, sondern von der Mitte aus mähen, könnten die Bewohner der Wiesen – zu den größeren zählen Hasen und Mäuse – weglafen, und die Geißen könnten ihre Kitze im Schutz des noch hohen Grases in Sicherheit bringen. Wer von außen nach innen mäht, schneidet den Tieren den Fluchtweg und nicht selten die Beine ab oder häckselt ihre kleinen Leiber.

Leider war der Besuch bei dem Tierarzt nicht sehr ergiebig. Er untersuchte mein Kitz, das nun offiziell dazu geworden war, er sagte »Ihr Reh« und meinte, es habe zu früh Gras gefressen, seine Verdauung sei dafür noch nicht reif. Darüber hinaus empfahl er mir Welpenmilch mit Traubenzucker gemischt. So habe er sein Kitz damals durchgebracht.

»Wie lang ist das her?«, fragte ich.

»Einige Jahre.«

»Und wo ist das Reh jetzt?«

»Es wurde überfahren«, entgegnete er mit brüchiger Stimme. In diesem Moment begriff ich, dass es nicht nur darum ging, das Reh zu füttern, sondern es auch zu beschützen. Das Späßchen bei meinem Chef von wegen Mutterschutz war gar nicht mehr so lustig. Irgendwie war ich nun wirklich Mutter, mit allem Kummer, der wohl dazugehört. Das kleine Rehkitz wollte nämlich auch keine warme Welpenmilch trinken. Alle zwei Stunden quälte ich mich mit der Flaschenfütterung, mal allein, mal zu zweit oder zu dritt. Wenn ich Dienst hatte, kümmerte sich vor allem Franziska um das Reh. Als Krankenschwester kam sie gar nicht mehr aus ihrer Pflicht. Nicht selten mündeten die Versuche in der Spritze. Aber das war natürlich zu wenig. Das Rehlein war erschreckend mager, und ich hatte große Angst, es könnte verhungern. Jeden Tag hob ich es hoch und stellte uns auf die Waage. Anstatt zuzunehmen, nahm es ab. Allein meine Sorgen nahmen zu. Und auch die von Franziska und von Manu, den beiden Co-Müttern. Nach und nach begriffen wir, dass das Kitz nicht nur süß war, sondern auch eine große Belastung bedeutete. Aber es war zu spät umzukehren. Und was hätte ich auch tun sollen? Es auf einer Wiese ablegen? Das war längst nicht mehr möglich. Das kleine Kitz hatte sich in mein Herz geschlichen, eigentlich vom ersten Moment schon und auch später, als ich es mit nach Hause nahm. Seine Empörung, dass die Mutter es im Stich gelassen hatte, seine staksigen Schritte, sein Überlebenswille, dass es aufgestanden und losgelaufen war, obwohl es doch geduckt hätte liegen bleiben sollen. Seine Unerschütterlichkeit angesichts ständig neuer Umstände. Seine Furchtlosigkeit vor dem Hund, den Katzen, den Menschen. Die wertfreie Art,



Susa Bobke, Shirley Michaela Seul

Wildwechsel

Wie ein Rehkitz eine Jägerin mitten ins Herz traf

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 320 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-442-31480-5

Goldmann

Erscheinungstermin: April 2018

Susa Bobke ist Kfz-Meisterin – und Jägerin und Falknerin aus Leidenschaft. Ihr Revier ist das Allgäu, eines der schönsten Naturgebiete Deutschlands. Als im Frühling die Wiesen gemäht werden, rettet sie ein Rehkitz, etwa eine Woche alt und wunderschön. Am nächsten Morgen ist das Kitz noch immer nicht von seiner Mutter abgeholt und in Sicherheit gebracht worden. Die Jägerin beschließt, sich um das kleine Reh zu kümmern. Eine folgenschwere Entscheidung: Das Zusammenleben mit Schneewittchen, seine Auswilderung und die Geburten weiterer Kitze im Beisein der Autorin über inzwischen acht Jahre ermöglichen der Reh-Mama einen ganz neuen Blick auf die Welt. Besonders mit einer Frage setzt sie sich immer mehr auseinander: Wie kann ein Miteinander von Mensch und Tier im Einklang mit der Natur in einer wirtschaftlich genutzten Umwelt gelingen?



[Der Titel im Katalog](#)